

Klaus Kordon, der große Geschichte(n)-Erzähler

Die Welt so gut wie möglich erklären
Paderborner Autorengespräch mit Klaus Kordon

von Bernd Maubach

Das Paderborner Autorengespräch ist ein fester Programmpunkt der Paderborner Kinderliteraturtage. Als diese 2017 kurzfristig abgesagt werden mussten, ließ sich zumindest das Interview nachholen, wenn auch nicht in dem üblichen Format einer face-to-face-Situation. Stattdessen wurden über mehrere Wochen hinweg Fragen und Antworten per E-Mail zwischen dem Kinder- und Jugendbuchautor und Bernd Maubach ausgetauscht, sodass in allmählicher Verfertigung der hier abgedruckte Text entstand.

Lieber Herr Kordon, nachdem mich Ihre Alter Egos Manfred Lenz und Frank Gaspard, anhand derer Sie in verschiedenen Büchern Phasen Ihres Lebens erzählen, über viele Lesestunden hinweg begleitet haben, habe ich das Gefühl, dass auch Sie selbst mir recht vertraut sind. Wie trügerisch ist dieser Eindruck?

Kordon Überhaupt nicht. Als ich 1978 mein Buch *Brüder wie Freunde* veröffentlichte, habe ich einen Jungen namens Frank meine Kindheit erleben lassen. Ich wollte ja keine „Memoiren“ schreiben. Ich wollte frei mit der Figur umgehen können. Dennoch ist fast alles Erlebte Realität. So wurde es ein Kinderbuch, das sich mit dem damals noch sogenannten Tabuthema Tod beschäftigte. Später folgten dann noch die beiden Bände *Tage wie Jahre* und *Einer wie Frank*, in denen weitere wichtige Episoden aus meiner Kindheit behandelt wurden. Viele Jahre später wollte ich dann – für ein älteres Lesepublikum – meine ersten dreißig Jahre in der DDR aufarbeiten, also von der Kindheit angefangen bis zum Hafterlebnis bei der Staatssicherheit und der Ausreise in den Westen. Ich wollte mich dem Thema diesmal aber ganz neu nähern, konnte jedoch nicht umhin, auch die Kindheitserlebnisse noch einmal zu erzählen. Natürlich diesmal sehr viel kürzer. Den Namen Lenz wählte ich im Hinblick auf die vielen „Lenz“ in der deutschen Literatur und in Gedanken daran, dass ich in diesem Buch ja eine Jugend erzähle. Wenn ich Ihnen durch diese Romane ein wenig vertraut wurde, so freut mich das. Damit bestätigen Sie ja, dass die Figuren in diesen Büchern zum Leben erwacht sind, obwohl sie natürlich auch literarische Figuren sind.

Bei keinem dieser autobiografisch geprägten Bücher haben Sie sich für einen Ich-Erzähler entschieden, sondern Sie schreiben über sich und Ihre Erlebnisse immer in der dritten Person, als würden Sie von jemand anderem erzählen. Wie ist es für Sie, in dieser etwas distanzierten Form auf sich selbst zu schauen und dabei das eigene Leben zu literarisieren, was ja immer auch bedeutet, die Vielheit der erinnerten Ereignisse, Gedanken und Gefühle zu ordnen und in eine kausal logische, geschlossene Handlung zu überführen?

Kordon Auf diese Weise habe ich sozusagen auf einen Jungen, später auf einen jungen Mann herabschauen können. Und das aus der Entfernung von Jahrzehnten. Auch musste ich nicht jedes Mal überlegen, warst du wirklich so mutig oder warst du so feige. Ich konnte mit den Personen Frank Gaspard und Manfred Lenz sehr frei umgehen. Es sollten ja literarische Figuren werden. Ich wollte wirklich keine „Erinnerungsbücher“ schreiben, wollte den Stoff frei bearbeiten dürfen. Außerdem glaube ich, dass die meisten Memoiren ja eigentlich auch nur Bearbeitungen des eigenen Lebens sind. Nur versuchen diese Autoren, ihr Leben und Handeln in ihren Büchern zu verteidigen. So werden es in bestimmter Hinsicht ja auch „Romane“. Ich wollte von Anfang an Romane schreiben. So durfte ich meine Helden auch in nicht sehr „heldenhaften“ Situationen zeigen und sie immer wieder mal auch kritisieren, ohne an mich selbst denken zu müssen.

Es hat fast 25 Jahre gedauert, bis Sie mit „Krokodil im Nacken“ über den gescheiterten Fluchtversuch aus der DDR und Ihre Zeit im Stasi-Gefängnis Hohen Schönhausen geschrieben haben. Sie haben selbst betont, dass Sie den Abstand zu den Ereignissen brauchten, um keine Abrechnung, sondern ein faires Buch zu schreiben. Ein Rezensent der FAZ äußert dazu: „Diese Aufarbeitung des Vergangenen ist gefühlvoll, ohne aufdringliche Intimität und fern jeder übertriebenen Selbstbezogenheit. Kordon schreibt und beschreibt vorurteilsfrei bis in Feinheiten, ohne Groll und Verbitterung. Vielleicht ist dies die einzige Schwäche des Buches: sein Bemühen, auch dann noch allem gerecht zu werden, wenn die Ungerechtigkeit schon zum Himmel schreit.“ Warum war Ihnen beim Schreiben die faire Darstellung so wichtig, obwohl Sie ja kein Historiker, sondern Schriftsteller sind, sodass Sie – um im Bild zu bleiben – auch selbst mal schreien dürften, wenn auch die Ungerechtigkeit, die Sie erfahren haben, schon zum Himmel schreit?

Kordon Diese „einzige Schwäche des Buches“ wurde mir nur von der FAZ bescheinigt. Sonst hieß es überall, dass ich ein faires Buch geschrieben habe. Und so sehe ich das auch. Es gibt in keinem Staat nur Bösewichter, es gibt immer

solche und solche. Das heißt ja nicht, dass ich die „Bösewichter“ nicht auch dargestellt habe. Zum Beispiel bei den Szenen im Kinderheim, bei den Dozenten, dem „Bruder Fischherz“ im Stasi-Gefängnis. Aber was macht das denn für einen Sinn, etwas anders darzustellen, als man es empfunden hat. Wenn ich ein wahrheitsgemäßes Bild zeichnen will, dann muss ich das Bild zeichnen, das ich im Kopf habe. Und stellt man Menschen dar, verbietet sich jedes Schwarz-Weiß-Zeichnen. Auf jeden Fall wollte ich keinen Rachefeldzug unternehmen, deshalb benötigte ich den Abstand. Hätte ich meinen Roman ein Jahr nach meiner Haftentlassung geschrieben, dann wäre das ein ganz anderer geworden. Mit Wut im Bauch kann man selten fair bleiben. Mir fällt dabei immer Wolf Biermann ein. Als er, der ja nicht in den Westen wollte, im Westen bleiben musste, textete er: „Bin ich gekommen vom Regen in die Jauche.“ Er hatte sich also „verschlechtert“. Später hat er das zurückgenommen, eben als im ersten Frust geschrieben. Ein einziges Gedicht kann man leicht zurücknehmen, aber keinen 800-Seiten-Roman, der in allen Bibliotheken steht.

Es gab vor einigen Jahren eine große Diskussion darüber, ob die DDR als Unrechtsstaat bezeichnet werden kann. Als Gegenargument wurde u. a. angeführt, dass mit dieser Bezeichnung auch die Biografien der Menschen in der DDR diskreditiert würden. Ließe sich „Krokodil im Nacken“ – mit der Schilderung des Lebenslaufs von Manfred Lenz – als literarischer Beitrag zu dieser Diskussion um das Thema ‚Unrechtsstaat‘ verstehen?

Kordon Als literarischer Beitrag zu diesem Thema war mein Buch nicht gedacht. Aber natürlich kann man es so lesen. Die Diskussion darüber, ob die DDR ein Unrechtsstaat war oder nicht, allerdings hat mich ziemlich genervt. Ich fand das unnötig. DDR-Nostalgiker haben darauf hingewiesen, dass ja auch Kriminelle in der DDR verurteilt wurden. Na ja, Taschendiebe und andere Täter werden auch in Diktaturen verfolgt. Als ehemaliger politischer Häftling sieht man das etwas anders. Als ich mich bei meinem ersten Verhör zur Aussage bereit erklärte, aber mich zuvor mit einem Rechtsanwalt beraten wollte, wurde ich von meinem Vernehmer ausgelacht. Ich hätte wohl zu viele amerikanische Filme gesehen, sagte er. Erst nach Beendigung der Vernehmungen würde ich einen Rechtsanwalt sprechen dürfen. Und so kam es dann auch. Für meinen Geschmack erübrigt sich da jede Frage, ob die DDR ein Unrechtsstaat war oder nicht.

Entsprechend groß ist auch die Freude bei denjenigen, die am Ende von „Krokodil im Nacken“ den Unrechtsstaat verlassen dürfen. Als die Busfahrt in die Bundesrepublik beginnt, scheint das Happy End perfekt. Dann legt der Busfah-

rer aber eine Kasette von Tony Marshall ein: „Schöne Maid, hast du heut für mich Zeit – hojahoja-hoo!“ So endet der Roman. Viel besser kann man in derart lakonischer Form kaum zeigen, dass die Businsassen keineswegs das Paradies erwartet.

Kordon Das klingt nach guter Erfindung. Entspricht aber den Tatsachen. Kaum hatte der Bus mit den ehemaligen Häftlingen die Grenze passiert, legte der Fahrer eine Kasette mit Stimmungsmusik ein. Es sang Tony Marshall... Da wussten viele nicht, was sie sagen sollten. Wollte der Busfahrer uns damit aufheitern? Als ich die Szene dann Jahre später beschrieb, wusste ich, dass ich damit ankündigte, nicht in ein Paradies geraten zu sein. Weitere Jahre später schrieb ich eine Fortsetzung zum *Krokodil – Auf der Sonnenseite*. Das eigentlich nur deshalb, weil viele LeserInnen wissen wollten, wie es Manfred Lenz im Westen erging. *Auf der Sonnenseite* klingt ein wenig ironisch, und auch das ist beabsichtigt. Dennoch wird deutlich, dass der Schreiber Manfred Lenz jetzt in einem Land lebte, in dem er so schreiben durfte, wie er dachte. Und seine Texte auch bald veröffentlichen konnte.

Wie kam es zu der Entscheidung, Bücher für Kinder und Jugendliche zu schreiben?

Kordon Ich hatte zuvor nur Lyrik und Kurzgeschichten geschrieben. Doch hatte ich dann ja Volkswirtschaft studiert und bin als Exportkaufmann durch die Welt gereist. In Jakarta begegnete ich einem dreizehnjährigen Bettler. Der Junge trug einen Affen auf dem Kopf und hatte sich einen wunderbaren Bettelspruch ausgedacht: „No mama, no papa, no television.“ Ich fragte den Jungen über einen Dolmetscher, wie er so lebt, und er erzählte mir von der kleinen Schwester, die an Unterernährung gestorben ist, und von seinem großen Bruder, der aus Armut zum Kriminellen wurde. Die Geschichte konnte ausgedacht sein, um mein Mitleid zu erwecken und mir eine größere milde Gabe aus der Tasche zu locken. Doch ist es ja allgemein bekannt, dass in den Ländern, in denen die Armut sehr groß ist, Kinder früh sterben und Jugendliche oft zu Kriminellen werden. Die Geschichte ließ mich nicht los, ich wollte sie aufschreiben, und so entstand mein erstes Buch, 1977 unter dem Titel *Tadaki* im Hamburger Dressler Verlag erschienen. Ich habe das Buch von vornherein so geschrieben, dass europäische Leser ab zwölf die Geschichte dieses Dreizehnjährigen nachvollziehen konnten. Dabei wurde mir immer bewusster, wie nötig realistische Kinder- und Jugendbücher sind. Nichts gegen das Lesefutter, das ja auch gebraucht wird, aber ab und zu

müssen jugendliche Leser auch mal einen Blick in die Wirklichkeit werfen dürfen. Auch wenn es wie in diesem Buch manchmal eine sehr harte Wirklichkeit ist.

Dieser „Blick in die Wirklichkeit“ ist für die jugendlichen Leser Ihrer Bücher häufig ein Blick, der nicht unmittelbar in deren eigene Lebenswirklichkeit geworfen wird, sondern der entweder in räumliche Ferne führt – etwa in Büchern wie „Tä-daki“, „Wie Spucke im Sand“ oder „Monsoon oder Der weiße Tiger“ – oder aber in zeitliche Ferne, etwa wenn Sie in „Die roten Matrosen“ von der deutschen Revolution von 1918/19 oder in „Joss oder Der Preis der Freiheit“ über die Zeit Napoleons und die Leipziger Völkerschlacht erzählen. Warum suchen Sie gerade in dieser räumlich oder zeitlich entfernten Wirklichkeit die Themen für Ihre Romane?

Kordon Ich schreibe über Themen, die mich interessieren. Deutsche Geschichte zum Beispiel hat mich schon als Kind bewegt. Wie denn auch nicht? Mein Großvater fiel im Ersten Weltkrieg, mein Vater im Zweiten, ich wuchs zwischen den beiden Nachkriegsdeutschlands auf. Und das auch noch unmittelbar an der Grenze der beiden Kalten-Kriegs-Systeme. Da muss man, so finde ich, Interesse entwickeln. Und was meine Romane über die sogenannte Dritte Welt betrifft, ich war damals schon der Meinung, dass wir alle in einer Welt leben und uns für unsere Nachbarn, die oft nicht die nötigen Mittel zum Überleben haben, interessieren sollten. Und aus meiner Erfahrung weiß ich, dass es einen Großteil von Jugendlichen gibt, die solche Bücher suchen. Einige haben sogar Konsequenzen aus dieser Lektüre gezogen. Ich weiß von Lesern, die nach Indien gingen, um dort zu helfen. Andere engagierten sich in der Aktion Sühnezeichen. Geschichte ist für mich nie nur Geschichte, sie hat immer auch etwas mit unserer Gegenwart zu tun.

Warum machen Sie es zu einer Aufgabe der Literatur, dass Jugendliche sich kritisch mit ihrer Welt auseinandersetzen und z. B. lernen, welche Bedeutung geschichtliche Entwicklungen für ihre Gegenwart haben? Eine solche Aufgabe könnte man ja beispielsweise auch der Schule überlassen.

Kordon Die Schule vermittelt Fakten, Emotionen werden dadurch kaum erzeugt. Ich glaube aber, dass man das Interesse an der Geschichte, die noch unser Heute prägt, nur über Emotionen entwickeln kann. Ein Beispiel: Wenn ich Jugendlichen erzähle, dass in der Nazi-Zeit sechs Millionen Juden umgebracht wurden, wie sollen sie ein solch unvorstellbares Verbrechen gefühlsmäßig erfassen können? Wird

ihnen *ein* Schicksal nahegebracht – zum Beispiel das von Anne Frank –, sind sie erschüttert. Zwar erzähle ich in meinen Romanen von fiktiven Personen, doch entsteht durch die Lektüre mit der Zeit eine große Nähe zu ihnen. Der Leser freut sich mit ihnen, lacht mit ihnen und leidet mit ihnen. Viele LeserInnen haben mir geschrieben, erst nach der Lektüre des einen oder anderen Romans von mir hätten sie vieles von dem begriffen, was ihnen bereits in der Schule vermittelt werden sollte.

Im Nachwort zu ihrem Kinderbuch „Die Reise zur Wunderinsel“ schreiben Sie: „Ich finde, wir sollten, wenn es was zu kritisieren gibt, die Nase zuallererst in unser eigenes Land stecken.“ Zu kritisieren gibt es derzeit sehr viel: fremdenfeindliche Ansichten verbreiten sich, Populisten haben Aufwind, das Vertrauen in die Medien wird erschüttert usw. Hinzu kommen Ängste unter Kindern und Jugendlichen vor terroristischen Anschlägen, verbunden mit der Frage, ob sie überhaupt noch unbeschwert auf ein Popkonzert oder auch nur den Weihnachtsmarkt gehen können. Das Bedürfnis nach Orientierung ist aktuell groß, nicht nur bei Kindern und Jugendlichen. Wie reagieren Sie als Kinder- und Jugendbuchautor darauf?

Kordon Leider können Kinder- und Jugendbuchautoren nicht die Welt retten. Das konnten sie noch nie, sie können nur versuchen, ihren LeserInnen die Welt so gut wie möglich zu erklären. Als ich fünf Jahre alt war, begann der Korea-Krieg, meine Mutter fürchtete sich vor einem neuen Weltkrieg und dass mein älterer Bruder Soldat werden müsste. Als ich zehn war, fand in der DDR der Aufstand vom 17. Juni statt. Als ich dreizehn war, wurde die ungarische Revolution niedergeschlagen. Als ich achtzehn war, wurde in Berlin die Mauer gebaut. Später die Kuba-Krise, die die Welt an den Rand eines Dritten Weltkrieges brachte, und 1968 der Einmarsch der Warschauer Pakt-Truppen in die Tschechoslowakei. Heute wird oft vergessen, dass die Welt zu Kalten Kriegs-Zeiten auch eine sehr unruhige war. Die Neunzigerjahre haben uns eine so große Hoffnung gemacht, dass wir schon glaubten, jetzt würde die Welt langsam vernünftig. Inzwischen sind wir aufgewacht und können es nicht fassen: überall kleine und große Diktatoren, darunter auch demokratisch gewählte. Wir haben aber auch heute keine andere Chance als die AutorInnen damals. Wir können nur versuchen, so ehrliche Geschichten zu erzählen, dass unsere LeserInnen nach der Lektüre ein bisschen mehr verstehen als zuvor. Zum Glück gibt es heute mehr AutorInnen, die für Kinder und Jugendliche schreiben und sie ernst nehmen, als in meiner Jugend.

Kinder und Jugendliche ernst zu nehmen würde ja zugleich bedeuten, die ästhetische Dimension von Kinder- und Jugendliteratur zu berücksichtigen, Kinder- und Jugendbücher also auch unter dem Aspekt der Sprachkunst zu begreifen.

Wie wichtig ist Ihnen diese ästhetische Seite Ihrer Bücher, auch im Verhältnis zu der Funktion, Orientierung anzubieten?

Kordon Natürlich spielt die Sprache, wenn man für Kinder und Jugendliche schreibt, eine ganz besonders wichtige Rolle. Es geht ja in allererster Linie darum, überhaupt gelesen zu werden. Bei mir ist das so, dass ich für jeden Roman, für jede Geschichte eine adäquate Sprache finden muss. Wenn wie in *Wie Spucke im Sand* ein siebzehnjähriges indisches Mädchen seine Geschichte erzählt, da drückt es sich anders aus als etwa ein Berliner Junge aus den Dreißigerjahren. Wichtig ist: Die Sprache muss stimmen. Wenn ich ein Märchen schreibe, darf ich schon mal beginnen: Und der alte Flötenspieler hub an zu erzählen. In einem Gegenwartsroman würde das nicht funktionieren. In einer Besprechung eines Bandes von mir mit Kurzgeschichten ganz unterschiedlicher Art hieß es einmal: kaum zu glauben, dass alle Geschichten vom selben Autor sind. Ich muss aber auch immer bedenken, wen ich ansprechen will. 1979 veröffentlichte ich ein Buch über Jugendliche und Drogen. Ein Thema, das damals sehr aktuell war und es ja eigentlich immer noch ist. Ich wollte erreichen, dass dieses Buch trotz aller Härte auch schon von Zwölfjährigen gelesen werden kann. Das Buch wird noch heute an vielen Schulen behandelt. Und einmal erhielt ich ein Schreiben von einer Hamburger Sonderschullehrerin. Sie schrieb mir, normalerweise würden ihre SchülerInnen nicht gern lesen, normalerweise würden sie nicht gern schreiben. Mein Buch aber hätten sie gelesen und den Wunsch geäußert, mir dazu auch etwas zu schreiben. Da kann ich nur sagen, Ziel erreicht. Bei aller Ästhetik, die zu beachten ist: Wenn wir Kinder- und JugendbuchautorInnen zu sehr abheben, dann können uns nur noch wenige folgen. Das dürfen wir nicht wollen.

Nehmen wir als Beispiel Ihren Jugendroman „Joss oder Der Preis der Freiheit“, der von der Zeit Napoleons und der Leipziger Völkerschlacht handelt. Wie haben Sie die passende Sprache für den Erzählton des Ich-Erzählers gefunden? Mussten Sie sich den erarbeiten oder läuft das eher intuitiv ab?

Kordon Hierauf kann ich nur ganz knapp antworten: Das läuft schon eher intuitiv ab. Ich versetze mich in die Zeit und in den Erzähler. Wie das dann klappt, das kann ich gar nicht so genau sagen. Vielleicht ist das – sorry! – einfach nur Talent.

In Ihren Büchern für Kinder tauchen tendenziell andere Themen auf als in Ihren Jugendbüchern, viele Alltagsgeschichten z. B., die mit Themen wie Freundschaft und Mut verbunden werden. Hinzu kommen Bücher mit märchenhaften Elemen-

ten, etwa Jinbal von den Inseln. Worin unterscheidet sich für Sie ein kindliches von einem jugendlichen Lesepublikum?

Kordon Meine Geschichten sollen meine LeserInnen interessieren. Deshalb die oft ganz andere Themenwahl. Zehnjährige beschäftigen zumeist ganz andere Dinge als etwa Vierzehnjährige. Auch kann ich, wenn ich für Ältere schreibe, oft sehr viel deutlicher werden, besonders wenn es um Szenen geht, die im Krieg oder in der Dritten Welt spielen und Grausamkeiten beinhalten. In solchen Fällen muss ich bei jüngeren Lesern sehr vorsichtig sein. Ich will ja niemanden verletzen. Im Falle der Märchen allerdings trifft das nicht zu. In meinen Märchen behandle ich ja oft Fragen, die wir uns heute stellen. Das kann Jüngere genauso wie Ältere interessieren. Jeder darf herauslesen, was ihn bewegt. Durch die Verpackung ins Märchenhafte erhalten diese Geschichten dann so etwas wie Allgemeingültigkeit.

Erich Kästner, über den Sie ja auch eine Biografie geschrieben haben, hat fast jedem seiner Bücher ein Vorwort vorangestellt, manchmal gleich mehrere. Bei Ihnen sind es die Nachworte, mit denen viele Ihrer Bücher enden. Was würde diesen Büchern fehlen, wenn Sie auf die Nachworte verzichten und den Text nur für sich sprechen lassen würden?

Kordon Erich Kästner wollte „nicht mit der Tür ins Haus fallen“. Ich hingegen möchte die Tür nicht zuschlagen, bevor ich meinen Romanen, die ja in meinem Publikum nicht sehr vertrauten Zeiten oder Ländern spielen, gern noch einen Rahmen gebe. Die LeserInnen sollen Zusammenhänge erfassen können. Wenn es um Gegenwartsromane geht, ist das nicht nötig. Dann ist es sicherlich sogar besser, den Text für sich sprechen zu lassen. Geht es um Romane, die in der Geschichte oder auf fernen Kontinenten spielen, dann betrachte ich meine Nachworte sozusagen als „Bonusmaterial“. Ein Angebot meinerseits, das man annehmen kann oder nicht.

Wie konkret ist das Bild, das Sie von Ihren Lesern haben? Sind es eher männliche oder eher weibliche Leser? Sind es prinzipiell eher die Gymnasiasten, die zu Ihren Büchern greifen, oder verlocken Sie auch Hauptschüler zum Lesen?

Kordon Nach meiner Erfahrung wäre es fehl am Platze, da Unterschiede zu machen. In der Hauptsache kann ich das ja nur anhand der Leserbriefe, die ich erhalte, einschätzen. Ich weiß nicht, ob mir mehr Hauptschüler oder Gymnasias-

ten schreiben. Ich stelle nur fest, dass es Leute sind, die sich für das Thema des betreffenden Buches interessieren. Junge Leute, die über eine Zeit oder unsere Welt mehr wissen wollen, als die Schule es vermittelt. Allerdings ist allgemein bekannt, dass Mädchen und Frauen öfter zur Literatur greifen als Männer und Jungen. Und so sind die meisten meiner Leserbriefe von Frauen und Mädchen geschrieben. Betrachte ich meine Lesungen an Schulen, so muss ich sagen, dass ich gleichermaßen tolle Lesungen an Hauptschulen erlebt habe wie an Gymnasien. Oftmals liegt es an den Lehrerinnen und Lehrern, die es verstanden haben, Interesse für die Veranstaltung zu erwecken.

Sie lesen mittlerweile seit mehreren Jahrzehnten vor Schulklassen. Haben Sie den Eindruck, dass sich Ihr Publikum im Laufe der Zeit verändert hat? Das Buch hat ja mit dem Fernsehen, dem Internet, dem Handy usw. erhebliche Konkurrenz bekommen, und eine Autorenlesung ist denkbar weit von den medialen Erfahrungen, die Kinder und Jugendliche heute machen, entfernt.

Kordon Ja, natürlich, das Publikum verändert sich mit der Zeit. Deshalb sind ja auch Lesungsveranstaltungen von so großer Bedeutung für die AutorInnen. Es geht nicht nur darum, die SchülerInnen – wenn möglich – ans Lesen zu bringen, es geht auch darum, Kontakt zu den heutigen Jugendlichen zu halten. Ich erinnere mich noch gut daran, wie diskussionsfreudig Jugendliche in den 80er-Jahren waren. Ein Jahrzehnt später hatte sich das bereits deutlich verändert. Genau so interessiert es mich, wie Jugendliche auf bestimmte Lese passages reagieren. Sind sie betroffen, wenn sie betroffen sein müssten? Verstehen sie den Gag, den ich in die Handlung eingebaut habe? Und zur Konkurrenz der modernen Medien: Die müssen wir AutorInnen nun schon seit Jahrzehnten aushalten. Sie wird von Jahr zu Jahr stärker und ein Angebot der Medien ist bei Jugendlichen wie bei Erwachsenen oft mehr angesagt, als so ein „langweiliges Buch“ zu lesen. Viele bringen durch die ewige Benutzung der modernen Medien auch gar nicht mehr die nötige Konzentration auf, um sich auf ein längeres Buch einlassen zu können. Doch zum Glück gibt es immer wieder Ausnahmen, Leute, die sich gern auch mal auf ein umfangreiches Buch einlassen, das nicht gerade im Modebereich der Fantasy oder der zurzeit alles abräumenden Krimis, sondern in der sie umgebenden Wirklichkeit spielt. Von denen leben wir AutorInnen, die in der Hauptsache realistische Bücher schreiben.

Einige Ihrer Bücher sind auch in gekürzter Fassung als Schulbuchausgaben erschienen. Von einem fast 500 Seiten umfassenden Roman wie „Mit dem Rücken zur Wand“ zum Beispiel bleibt dann nur noch rund ein Drittel des Textes übrig,

weil die Originalfassung als zu umfangreich für eine Klassenlektüre gilt. Wie entstehen solche gekürzten Schulbuchausgaben, und wie stehen Sie selbst dazu?

Kordon Während meiner Schullektionen bedauerten viele LehrerInnen, dass sie meine umfangreichen historischen Romane nicht im Unterricht behandeln konnten. Ihnen fehlte schlicht die Zeit für eine längere Lektüre. Das brachte den Verlag und mich auf die Idee, bestimmte Stellen aus den Büchern, die ganz besonders die Zeiten widerspiegeln, in denen meine Romane spielen, den Schulen in einer eigenen Fassung zur Verfügung zu stellen. Bedingung von meiner Seite: Diese Fassung stelle ich selber her. Ich wollte nicht, dass etwas entsteht, das ich nicht absegnen kann. Wie ich weiß, werden diese Schulfassungen nun auch schon seit vielen Jahren im Unterricht behandelt. Ich halte das für eine gute Sache, wenngleich es mir natürlich lieber ist, wenn das gesamte Buch gelesen wird. In manchen Schulen wird das sogar geschafft. Und in anderen Fällen ist mir mitgeteilt worden, dass LeserInnen, die nur die Schulfassung gelesen hatten, sich danach noch einmal das ganze Buch einverleibt haben.

Wenn Sie auf Ihre Zeit der Kindheit und Jugend zurückblicken und sie mit der Kindheit und Jugendphase von heute vergleichen, gibt es dann etwas, für das Sie junge Menschen heute beneiden, weil sie Möglichkeiten haben, die es damals noch nicht gab oder die Ihnen verwehrt wurden? Und umgekehrt: Auf was von dem, was für Kindheit und Jugend heute kennzeichnend ist, könnten Sie besonders gut verzichten?

Kordon Ich beneide die heutigen Jugendlichen nicht. Jede Zeit hat ihre Vorzüge und Nachteile. Aber ich freue mich darüber, dass sie so viele Möglichkeiten haben, unsere Welt kennenzulernen. Und damit ihr eigenes Land besser beurteilen zu können. Auch dass sie mehr Freiheiten genießen als Jugendliche vor fünfzig, sechzig Jahren, finde ich positiv. Gut verzichten kann ich auf vieles, das heute als total angesagt gilt. Zum Beispiel auf Tattoos. Aber die fügen sich ja nicht nur Jugendlichen zu.